



Szene aus dem Film „Wackelkontakt“

## Mal anders gesehen

Das Filmfestival „Wie wir leben“

Stefan Heiner

Das Filmfestival „Wie wir leben“ zeigt alle zwei Jahre spannende und berührende Dokumentationen, Reportagen, Kurzfilme und Experimentelles zu den Themen Krankheit und Behinderung.

Stefan Heiner fragt sich, wieso immer nur Eingeweihte in den Kinossesseln sitzen.

**W**ussten Sie, dass „Lormen“ die Sprache der Taubblinden ist? Wohl kaum. Macht Lormen Lärm? Angenommen, Sie würden in der Straßenbahn zwei Leuten gegenüber sitzen, die lormen, was würden Sie verstehen?

Beim 5. Internationalen Kurzfilmfestival „Wie wir leben“, das vom 2.–5. November in München stattfand, war „Lormen“ einer der vorgeführten Kurzfilme. Vier Minuten, ein (Ehe?)Paar, nur Lormen, Schwarz/Weiß, *The End* – und viele offene Fragen über den Menschen, die Kommunikation, das Wunder Film und den Sinn des Ganzen.

„Wie wir leben“ hat seine 5. Ausgabe erreicht. 1995 fing alles an. Das Festival hat sich jetzt als Treffpunkt für Menschen etabliert, die etwas mit Behinderung und etwas mit Filmen zu tun haben. Die unterschiedlichsten Leute kommen da alle zwei Jahre ins Münchner Filmmuseum, um sich die neuesten Dokumentarfilme, Kurzspielfilme, TV-Reportagen

oder Experimentalfilme anzusehen, in deren Mittelpunkt „Behinderung und chronische Krankheit“ stehen. Münchner Schulklassen werden ausgesuchte Programmteile gezeigt. Die abm – Arbeitsgemeinschaft Behinderung und Medien – ist die ausrichtende Organisation, fest verwurzelt in der bayrischen „Behindertenszene“, markant und kompetent vertreten durch Peter Radtke, Medienpädagoge, Theater- und Filmschauspieler, der weit über die Behindertenszene bekannt ist. Die Filmtage richtete Gregor Kern aus, der sich unter anderem um das Medienprojekt „Objektiv“ verdient gemacht hat, durch das Behinderung, Krankheit und Film Unterrichtsgegenstand in bayrischen Schulen werden kann, wenn der Lehrer das will.

„Wie wir leben“ zeigt nicht nur Filme. Es lässt auch deren Akteure ausführlich zu Wort kommen. Wer in den öffentlichen Frage-und-Antwort-Zeiten nicht seine Neugier hat befriedigen können, der hat ausreichend Gelegenheit in der Cafeteria des Filmmuseums mit Regisseuren, Produzenten und Schauspielern ins Gespräch zu kommen. So werden die Filmtage für den, der Zeit hat, zu einem Gesamtkunstwerk. Es bereichert Interessierte, Betroffene, Vorbeikommende und Experten um zuweilen ungewohnte Erkenntnisse und Gefühle. Ein verdienstvolles Unternehmen, dem man langes Leben und weite Verbreitung zu wünschen ist. Jedes Mal neu; denn sein Überleben scheint trotz bekanntlich knapper Kassen nicht in Frage zu stehen, wohl aber der Bekanntheitsgrad. Von den vielen Gründen dafür soll gleich die Rede sein.

### Die Preisträger

Zuvor aber einige Worte zu den Preisträgern dieses Jahres. Von rund 300 aus 41 Ländern eingesandten Filmen wurden an vier Tagen 26 Filme gezeigt, die sich mit den unterschiedlichsten Themen in Zeitspannen von drei Minuten bis einer Dreiviertelstunde befassten. Eine undotierte Erwähnung verdiente sich „Aus dem Schutt geholt“. In diesem amerikanischen Dokumentarfilm geht es intensiv und berührend um die Heimkehr und die Genesung eines Wissenschaftlers, der in Bagdad bei einem Bombenanschlag beide Beine verlor. Hautnah – soweit dies im Film überhaupt möglich ist – war mitzuerleben,

wie sich Normalität einstellen kann, selbst wenn „alles anders“ geworden ist. Mit dem dritten Preis wurde „Auf ein Wunder“ ausgezeichnet, das filmische Tagebuch einer polnischen Wallfahrt Behinderter und Kranker nach Lourdes. Wem polnische Vitalität, polnischer Nationalismus, polnische Kleriker jene Lebensfreude vermitteln, die sie im Film ausstrahlen, findet, was er sucht. Andernfalls kommt einem das Ganze doch

---

*„Behinderung und Krankheit  
sind trübe Aussichten,  
die man sich nicht  
ohne Zwang – sprich Bezug  
zur Szene – zumutet.“*

---

zu wunderbar vor. Ganz der Freude an Lebenskunst, Lebensfreude und schwarzem Humor war „Der Mann, der nicht tanzen konnte“ aus Neuseeland gewidmet. Dafür bekam der Kurzspielfilm nicht nur den zweiten Preis, sondern auch einen zusätzlich vergebenen Publikumspreis. Kein Wunder, bei der Vorführung hatte das Publikum herzhaft gelacht über einen jungen Mann ohne Beine, der sich unverzagt und technisch erfindungsreich zum Star der Ballsäle und Crack auf dem Golf-Green wandelt. Und schließlich der deutsche Kurzspielfilm „Wackelkontakt“, der den ersten Preis bekam. Der Film präsentiert eine uns allen liebe Standardsituation: Schönes Mädchen mit Fantasie erobert unbeholfenen Loser mit Herz. Mit zwei fähigen behinderten Schauspielern wurde gekonnt jene Geschichte erzählt, die uns Hollywood so unbekümmert wie preisträchtig vorzusetzen beliebt.

### Warum kommen nur Eingeweihte?

Und warum wissen im Grunde nur wenige von solch schönen, unterhaltenden, zu Herzen gehenden Filmtagen? Warum sind manche Vorstellungen erfreulich voll und die gesamte Veranstaltung doch immer noch eine Sache für Eingeweihte? Die Latte der Gründe ist lang. Deutschland ist nicht eigentlich ein Land von und für Filmfans. Behinderung und Krankheit sind trübe Aussichten, die man sich nicht ohne Zwang – sprich Bezug zur Szene –

zumutet. Was fangen gestandene Bürger mit Leuten ohne Beine, Augen, Ohren, mit Krebs, Demenz und Down-Syndrom an, die dem täglichen Leben fern, dafür dem zivilen oder wirklichen Tode näher zu sein scheinen, als man es wahrhaben möchte? Was hat man davon? Wie verhält man sich da überhaupt? Darf man lachen, wenn der Regisseur sich lustig gibt? Muss man weinen, wenn die Welt über einem Hilflosen zusammenbricht? Hat man nichts Aufbauenderes zu tun, wo Leben sowieso nicht einfach ist? Wie „wir“, die wir in keinem Film vorkommen, leben, kümmert ja auch keinen ...

Das alles sind ehrbare und schwer wiegende Gründe, die dem Besuch von „Wie wir leben“ im Weg stehen. Ob sich daran etwas ändern würde, wenn zum Beispiel die ausrichtende und verantwortliche „Arbeitsgemeinschaft Behinderung Medien“ mehr Reklame für ihr Festival machen würde? Wenn sie jedesmal einen Film, einen Regisseur, einen Skandal womöglich präsentieren würde, die die Bild-Zeitung auf den Plan riefen? Wenn es mehr Leute gäbe, die Filmschaffen von seinen Grenzen her – wo es zuweilen nichts mehr zu sagen und zu sehen gibt – besser verstehen möchten? Wenn die Integration „Anderer“ als spannend, extrem produktiv und unterhaltsam begriffen würde statt potenziell Panik auszulösen. Unter solch schwer herzustellenden Bedingungen gäbe es vermutlich mehr Interessenten für „Wie wir leben“.

Doch immerhin, wenn das Festival sonst keine Verdienste hätte, dann doch dieses: Es stellt jene Verhältnisse dar und her, in denen sich Anti-Körper gegen soziale Fluchtinstinkte, Ausgrenzung und Angst vor „Anderen“ entwickeln können. Auf die sechste Edition von „Wie wir leben“ darf man gespannt sein. ■

### Stefan Heiner

geb. 1942, ist freier Autor und lebt in der Nähe von Florenz. Zuletzt erschien von ihm und Enzo Gruber (Hg.): „Bildstörungen. Kranke und Behinderte im Spielfilm“ (18,90 Euro, ISBN 3-935964-30-7) im Mabuse-Verlag.